



Leseprobe

Heike Duken

Denn Familie sind wir trotzdem

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 320

Erscheinungstermin: 19. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine Geschichte von Müttern und Töchtern, Schuld und Vergebung und der Frage, wie wir zu den Menschen werden, die wir sind.

Mit gerade einmal 19 Jahren reist die junge Deutsche Ina Fux nach Israel. Ihre Arbeit in einem Kibbuz soll Wiedergutmachung ermöglichen, hofft sie. Doch bald muss sie auf schmerzliche Weise verstehen, wie vermessen dieser Wunsch ist: Als sie schwanger wird, kann die Familie ihres jüdischen Geliebten eine Deutsche in ihrer Mitte nicht akzeptieren. Ina kehrt in die Heimat zurück, entschlossen, ihre Tochter allein großzuziehen. Jahre später beginnt Inas Tochter Floriane, von allen Floh genannt, zu recherchieren, wie es der Familie ihres Vaters zur Zeit der Shoa erging. Ihr Großvater Paul, für den die Verbrechen der Nazis Teil seiner eigenen Geschichte sind, begibt sich dafür mit ihr auf eine bewegende Reise. Zusammen stellen sich Enkelin und Opa den Schatten der Vergangenheit – und finden heraus, was es bedeutet, auch in dunkelsten Zeiten eine Familie zu sein.

Inspiziert von der wahren Familiengeschichte von Heike Duken.



Autor

Heike Duken

Heike Duken, geboren 1966 in München, studierte Psychologie und arbeitet in Nürnberg als Psychotherapeutin in ihrer eigenen Praxis. Ihr erster Roman bei Limes, „Wenn das Leben dir eine Schildkröte schenkt“, wurde mit einem Stipendium des Deutschen Literaturfonds gefördert und von Presse und Lesern hochgelobt. Auch in ihrem

HEIKE DUKEN
Denn Familie sind wir trotzdem

Autorin

Heike Duken, geboren 1966 in München, studierte Psychologie und arbeitet in Nürnberg als Psychotherapeutin in ihrer eigenen Praxis. Ihr erster Roman bei Limes, »Wenn das Leben dir eine Schildkröte schenkt«, wurde mit einem Stipendium des Deutschen Literaturfonds gefördert und von Presse und Lesern hochgelobt. Auch mit ihrem nächstem Roman »Denn Familie sind wir trotzdem« zeigt Heike Duken erneut ihr großes Talent, Figuren besonders realistisch und lebensnah zu zeichnen.

Von Heike Duken ebenfalls erschienen:
Wenn das Leben dir eine Schildkröte schenkt

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag
und www.facebook.com/blanvalet.

Heike Duken

**DENN
FAMILIE
SIND WIR
TROTZDEM**

Roman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Vollständige Taschenbuchausgabe der 2021 beim Limes Verlag
erschiedenen Hardcoverausgabe

1. Auflage 2022

Copyright © 2021 by Limes Verlag in der Penguin Random House
Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: René Stein

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Umschlagmotiv: © Elisabeth Ansley/Trevillion Images;

© British Library Board. All Rights Reserved/Bridgeman Images

BSt · Herstellung: DiMo

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1183-9

www.blanvalet.de

Für Jan Richard Duken,
meinen Vater

Das wäre sicher schön

Ina, 1985

Sie luden mich in ihr Haus ein, und ich ging hin. Man musste ja darüber sprechen. Irgendwie. Ich klingelte. Was sollte schon passieren. Ich war aufgeregt, ja, aber ich war auch stolz, und da würden sie nicht dagegen ankommen. Sollte es schwierig werden, würde er mir helfen. Ariel. Er hatte jetzt Zeit gehabt, um über alles nachzudenken, hatte sich fangen können. Er würde mir beistehen, er würde ihnen nicht erlauben, über mich herzufallen.

Dana öffnete die Tür, Ariels Schwester. Was machte sie hier? Dana studierte doch in Haifa. War das Semester schon zu Ende?

»Hallo Dana.«

»Hallo Ina. Da bist du ja.«

Sie lächelte, ein gutes Zeichen. Dana würde es am ehesten verstehen.

»Komm doch rein«, bat sie, und ich betrat die Wohnung. Es gab keinen Flur, man stand sofort im Wohnzimmer. Schrankwand, Sofa, zwei Sessel, Couchtisch, Teppich. Auf einer Kommode Pokale und Medaillen, von Dana und von ihrem Bruder, Ariel. Sie Leichtathletik, er Schwimmen. Wie spießig das alles war. Fast wie in Deutschland.

Ariel war nicht da. Er würde sicher gleich kommen.

Martha, seine Mutter, erhob sich aus dem Sessel. »Hallo Ina«, sagte sie. »Wie schön, dass du gekommen bist.«

Sie lächelte auch.

Es würde also nicht so schlimm werden. Sie verurteilten mich nicht, sie hassten mich nicht.

»Das ist Ruth«, sagte Martha. »Meine Schwester, Ariels Tante.«

Die Tante lächelte nicht, sie gab mir lediglich die Hand.

Martha bot mir den zweiten Sessel an und nahm wieder auf ihrem Platz.

»Möchtest du Tee?«, fragte mich Dana.

»Nein, danke.«

Sie war auf meiner Seite. Ich spürte es. Sie war nur zwei Jahre älter als ich. Wir waren uns auf einem Ausflug begegnet, damals am See Genezareth, es war schon ein paar Monate her. Wir hatten darüber gelacht, wie hübsch die Männer hier waren. Wie gefährlich.

Es gab noch eine weitere Person im Raum. Sie stand weder auf, noch wurde sie mir vorgestellt. Eine alte Frau. Sie saß etwas abseits auf einem Stuhl neben der Anrichte mit den Medaillen. Ihre Hände lagen in ihrem Schoß. Sie trug ein Kostüm, als hätte sie sich schick gemacht, doch die Hausschuhe an den Füßen passten nicht dazu. Sie hatte weißes Haar, ihr Gesicht war voller Falten und Flecken. Es musste Ariels Großmutter sein. Er hatte nur ein- oder zweimal über sie gesprochen, obwohl sie nebenan wohnte. Man sah sie nie draußen, auch bei den Versammlungen nicht. Sie sei ein bisschen

seltsam, hatte Ariel gesagt und gelacht. Ja, das war sie wohl. Sie schaute auf ihre Hände.

»Du bist schwanger?«, fragte Dana unvermittelt.

»Ja.«

»Bist du sicher? Warst du beim Arzt?«

»Ja, ich war beim Arzt. Zehnte Woche ungefähr.« Es sollte neutral klingen, nicht gleich so euphorisch. Immer langsam! Aber ich lachte, ich konnte nicht anders.

»Passiert«, sagte Dana. »Ist ja nicht so schlimm.«

Sie saßen nun schweigend da, Dana, Martha, Tante Ruth und die alte Frau, die immer nur ihre Hände betrachtete. Wirklich seltsam.

»Wo ist Ariel?«, fragte ich.

»Er musste weg«, sagte Martha, seine Mutter. »Er hat Dienst. Du weißt ja.«

»Er hat Dienst? Nein, das wusste ich nicht.«

Ariel hatte doch gesagt, er würde freibekommen und auf jeden Fall da sein. Vor zwei Tagen, am Telefon. Auf einmal war ich allein mit seiner Familie. Zum Glück war wenigstens Dana da.

»Wo willst du es machen lassen?«, fragte Martha.

»Hier oder in Deutschland? Die Zeit wird knapp.«

»Am besten hier«, schlug Ruth vor, Ariels Tante. »Wir sind für dich da. Bringen dich hin. Wir sind bei dir.«

»Oh nein, ich möchte es behalten.«

Sie starrten mich an. Ruth zog die Augenbrauen nach oben. Sie aß zu viele Zitronen, hatte Ariel über seine Tante gesagt. Deswegen schaute sie immer so säuerlich drein.

Er war nicht da. Nur Dana konnte mir noch helfen.

»Ich könnte mir vorstellen herzukommen, hier zu leben«, sagte ich.

Martha antwortete mir sofort. Als hätte sie sich längst alles zurechtgelegt. »Das wäre sicher schön. Aber Ariel, mein Sohn, er möchte das nicht. Er ist zwanzig Jahre alt. Er ist beim Militär. Er erlebt viel Schlimmes. Danach macht er seine Reise, du weißt doch, dass nach seiner Militärzeit der Kibbuz für eine Reise aufkommt. Denkst du nicht, sie steht ihm zu? Nach dem Dienst? Und dann? Er wird studieren. Es wird also nicht gehen, dass du herkommst und hier lebst.« Sie beugte sich zu mir hin und nahm meine Hand. »Vielleicht ist es schwer. Du bist verliebt. Vielleicht hattest du Träume. Aber es ist zu früh für euch, einfach zu früh. Du kannst noch viele Kinder haben. Ich weiß einen Arzt.«

Ich zog meine Hand weg.

»Ich werde das Kind bekommen. Auch ohne Ariel. Ich kann hier leben und arbeiten, ich falle ihm nicht zur Last. Soll er seinen Dienst machen, seine Reise.«

Damit hatten sie nicht gerechnet. Ich würde Ariel zu nichts zwingen, so war ich nicht. So waren wir beide nicht. Ich würde hier leben wie die anderen auch. Erst als Kandidatin, dann als Mitglied. Ich würde arbeiten, von mir aus in der Küche an der Dishmaschine oder auf der Plantage, es war mir egal. Ich würde eine von ihnen werden. Das war neu für sie. Das mussten sie erst einmal verdauen.

»Ich möchte ihm nichts kaputt machen, wisst ihr.«

Nichts lag mir ferner. Ariel. Er hatte dunkles Haar und blaue Augen, und ich hatte ihn lange nur heimlich angeschaut, monatelang, und nicht gedacht, dass er sich für mich interessieren könnte. Nicht Ariel, der hübscheste Kibbuznik von allen. Doch dann diese Nacht,

als die Freiwilligen aus Mexiko ihr Abschiedsfest feierten. So viel Tequila! Die Party fand im Freien statt, die Nacht war sternenklar, und immer noch war es so heiß, dass uns beim Tanzen der Schweiß nur so herunterlief – und später auch, als wir uns im Arm hielten, Ariel und ich, und noch später, als wir betrunken in den Laken lagen. Da erzählte er mir vom Militärdienst. Drei Jahre. Er musste auf Menschen schießen, manchmal sogar auf Kinder. Kam ein Kind auf sie zu, wussten sie nicht, ob die Puppe in der Hand nur ein Spielzeug oder eine Höllenmaschine war. Und wenn er freihatte, kam er nach Hause, und alles war ganz normal und ganz friedlich, aber nicht für ihn, er träumte und wachte voller Angst auf und klammerte sich an mich.

Was also wussten sie von Ariel, seine Mutter und seine Tante und seine seltsame Großmutter. Sie kannten ihn nicht so, wie ich ihn kannte, ich, Ina, die ein Kind von ihm bekam. Sein Dienst und seine Reise würden nichts daran ändern. Er würde zurückkommen, und ich würde für ihn da sein.

Dana stand vom Sofa auf. »Das tust du aber.« Sie stemmte die Hände in die Hüften. »Du machst Ariels Zukunft kaputt.«

Ich hatte sie bestimmt falsch verstanden. Immer noch war ich im Englischen nicht ganz sicher. Ich lächelte, mehr fiel mir im Augenblick nicht ein.

»Sei nicht so hart«, sagte Martha.

»Du kannst das Kind nicht kriegen«, sagte Dana. »Es wird hier nicht willkommen sein.«

Das war nun nicht mehr falsch zu verstehen. Trotzdem kam es erst langsam bei mir an. Ich hörte auf zu

lächeln. Dana? Warum? Ich starrte sie stumm an. Sie wich meinem Blick nicht aus, sondern sah mir direkt in die Augen. Ja, sie meinte, was sie sagte. Sie war nicht auf meiner Seite. Eine Falltür ging auf, und ich fiel. Meine Ohren gingen zu, ich fühlte mich taub.

Ich riss mich von Danas bohrendem Blick los und starrte auf den Teppich mit seinem hässlichen Muster. Ich war allein. Niemand würde mir helfen. Ob Ariel wirklich Dienst hatte? Vielleicht wartete er nebenan. Draußen ein Held – und hier, für mich? Nein, ich tat ihm bestimmt unrecht. Er hatte nicht freibekommen.

Na gut, dachte ich. *Ihr werdet schon sehen.* Sie saßen vor mir, diese Frauen. Sie hielten zusammen, aber es würde ihnen nichts nutzen. Sie wollten mir Vorschriften machen, und da kannten sie mich schlecht. Meine Mutter hatte das schon versucht, mein ganzes Leben lang. Das war ich gewohnt! Sie brauchten nicht zu denken, dass ich jung und dumm war und einfach machte, was sie mir befahlen.

»Ich werde das Kind bekommen. So oder so.«

»Nein«, sagte Dana. »Du wirst eine Abtreibung vornehmen lassen. Noch in dieser Woche. Hier ist dein Termin.«

Sie hielt mir einen Zettel hin.

»Niemals.«

»Du wirst allein damit sein«, sagte Martha. »Ganz allein. Das Kind wird keinen Vater haben. Denk an das Kind, Ina, an sein Schicksal.«

»Es wird hier nicht willkommen sein«, bekräftigte Ariels Tante Ruth.

Ich verstand noch immer nicht ganz, was los war.

Was sie gegen das Kind hatten. Gegen mich. Mein Kind war nicht willkommen? Doch, das war es. Bei mir. Ich heulte los. Ich wollte nicht, aber ich heulte.

»Es ist doch erst ein kleiner Haufen Zellen«, sagte Dana. »Mach dich nicht unglücklich. Und das Kind auch nicht.«

Ich stand auf. »Was sagt Ariel denn?«

Martha antwortete mir. »Er hat uns aufgetragen, dieses schwere Gespräch mit dir zu führen. Er sah sich nicht in der Lage dazu. Er will das Kind nicht. Er will keine Beziehung mit dir. Eine Liebelei, Ina, mehr nicht. Nimm die Erinnerung mit nach Hause.«

»Ich gehe jetzt«, sagte ich.

Er sah sich nicht in der Lage dazu.

Ich bewegte mich langsam. Sie würden mich aufhalten. In meinem Kopf ein Durcheinander. Na gut, dann Deutschland. Ein Baby. Ich war die Mutter. Ich würde schon für es sorgen. Und diese Leute hier, die würden sicher irgendwann ein Einsehen haben. Die hatten doch ein Herz.

Ich hielt die Klinke in der Hand.

Eine Liebelei. Sie wussten nichts über Ariel und mich. Über seine Albträume und seinen Schweiß in der Nacht. Wie er sich an mich klammerte im Morgengrauen.

Ich konnte ihn nicht anrufen, er war im Dienst. War er das wirklich? Ich musste wohl einen Flug buchen. Meine Mutter anrufen. Ich hatte keine Wohnung. Ich hatte nichts.

Da hast du dir ja was Schönes eingebrockt, Ina Fux, würden sie zu Hause sagen. Typisch!

Ich wandte mich noch einmal um. Alle saßen sie da,

so ruhig, so im Recht. Mein Baby, es war nicht willkommen. Es war ein Nichts für sie.

Die alte Frau stand plötzlich auf und hatschte zu mir her. Sie nahm mit beiden Händen meine Hand und sah mich an.

»Es tut mir leid«, sagte sie auf Deutsch. Ohne jeden Akzent.

»Dann tun Sie doch was! Sind Sie Deutsche?«

»Nein, ich bin Israelin.« Sie schaute mich weiter an und hielt meine Hand. »Es tut mir leid, Mädchen.«

Dann öffnete sie die Haustür und schob mich hinaus.

Sleep well

Paul, 1925

Ich stapfte durch den Schnee und zog Gerd mit dem Schlitten hinter mir her. Mein Bruder war zwar noch klein, aber schwer, und der Schnee tief. Unter der Mütze wurde mir heiß, unter der Jacke, dem kratzigen Wollpullover, dem Unterhemd. Nur meine Hände in den Handschuhen und meine Füße in den Halbschuhen froren. Die Stiefel vom letzten Jahr passten mir nicht mehr, und ich wusste nicht, ob der Onkel mir neue kaufen würde. Es war der erste Winter hier.

»Du isst zu viel!«, rief ich meinem Bruder auf dem Schlitten zu.

Aber er verstand ja noch nichts so richtig und schrie nur: »Snella, snella!«

Der sollte erst mal richtig sprechen lernen. Ich war schließlich kein Maulesel. Trotzdem versuchte ich, noch etwas schneller zu ziehen, denn das Schlimmste war, wenn Gerd heulte. Auweia. Dann schrie er den ganzen Ort zusammen, und der Onkel wurde wütend davon. Das konnte ich verstehen, weil man das Geheule wirklich nicht aushalten konnte.

»Enten, Enten!«, rief Gerd.

»Wir dürfen nicht zum Weiher, das weißt du genau.«

»Enten, Pauli!«

»Im Winter gibt es gar keine Enten, du Dummkopf.«

Jetzt war eine Weile Ruhe. Nur der Schnee knirschte, und die Kufen machten ein Geräusch, immer wenn ich wieder einen Schritt vorwärtsschaffte. Und ich schnaufte. Am liebsten wäre ich einfach zu Hause geblieben, aber der Onkel schickte uns jeden Tag raus, jeden Tag, egal bei welchem Wetter.

»Ihr seid doch Buben und nicht aus Zucker, ihr beiden, raus mit euch«, hatte er gesagt, und bei ihm gab es keine Widerrede. Meckern zwecklos, das hatte ich schnell gelernt. Nur der Gerd, der musste das noch lernen.

»Enten!«, fing er jetzt wieder an, und seine Stimme klang, als würde er gleich wieder losheulen. Aber wir durften nicht zum Weiher. Es war gefährlich.

»Du bist der Ältere, du trägst die Verantwortung«, hatte der Onkel mir gesagt. »Das ist etwas sehr Wichtiges im Leben, verstehst du? Verantwortung.«

Er behandelte mich eben nicht wie ein Baby, der Onkel.

Gerd quengelte und riss an seiner Mütze herum, die ihn genauso kratzte wie mich mein Wollpullover.

»Lass die Mütze auf!«

Ich ging hin und setzte sie meinem Bruder wieder richtig auf den Kopf. »Nein!«, quietschte er, strampelte trotzig mit den Beinen und griff wieder nach der Mütze.

»Lass ihm seinen Trotz nicht durchgehen«, hatte der Onkel gesagt. »Das muss man frühzeitig unterbinden.«

»Hör auf«, schrie ich also und zwang die kleinen Finger an seiner Hand auseinander, damit er die Mütze

losließ, und dann drückte ich seine Beine grob auf den Schlitten.

Er fing sofort zu weinen an und jammerte los. »Aua, aua!« Am liebsten hätte ich ihm eine verpasst. Aber dann machte er so ein Gesicht und sah mich so an, mit seinen Kulleraugen, er schob die Unterlippe vor, und da tat er mir wieder leid. Ich konnte nicht anders, als ihn zu trösten. Ich fiel immer wieder auf ihn herein.

»Ist ja gut, Gerd, ist ja gut«, sagte ich, nahm ihm kurz die Mütze vom Kopf und wuschelte ihm durch die Haare. Das half gegen das Kratzen. Dann gab ich ihm einen Stups auf seine Nase, sie war voller Rotz, und Gerd lachte wieder, als wäre nichts gewesen. Zum Glück. Kein Geheule mehr.

»Komm, steig ab«, sagte ich, »Wirst schon sehen, es sind keine da. Enten, Enten! Und dann gehen wir nach Hause, ja?«

Er kletterte vom Schlitten, umarmte meine Beine und sagte: »Liebhaben, Pauli.«

Nicht das schon wieder. »Ja, liebhaben, Gerd. Ist ja gut. Lass mich los.«

Ich nahm ihn bei der Hand, und wir gingen ein Stück oberhalb des Weihers. Gerd verschwand fast im Schnee, kämpfte sich aber tapfer durch. Ich setzte ihn auf eine Bank in der Sonne. Da war es ein bisschen wärmer, und meine Schuhe konnten vielleicht trocknen. Oben fiel der Schnee rein, die Socken waren nass, und meine Füße taten weh, so eiskalt waren sie.

»Siehst du, weit und breit keine Enten. Es ist zu kalt. Sie sind in Afrika, deine Enten.«

Auch am Hintern wurde es eisig auf der Bank. Wir

konnten noch nicht nach Hause, es war zu früh. Der Onkel würde sich ärgern und uns wieder rausschicken.

»Komm, wir bauen einen Schneemann«, schlug ich vor und ließ Gerd auf der Bank sitzen. Ich machte einen Schneeball und rollte ihn durch den Schnee. Es klappte gut. Die Kugel wurde größer und größer.

»Schau mal, Gerd!«

Doch Gerd saß nicht mehr auf der Bank. Ich sah nur noch seinen Kopf mit der Mütze, und der bewegte sich in Richtung Weiher.

»Gerd, nicht! Bleib stehen!«, rief ich.

Aber er hörte nicht auf mich, sondern stolperte weiter, den Abhang hinunter, er kreischte und lachte dabei. Für ihn war das ein Spiel.

»Gerd, na warte!«

Ich rannte los. Ich würde ihm ordentlich eine verpassen. Der musste mal gehorchen lernen, der Blödmann.

»Pauli, Pauli!«, rief er und rannte von mir weg aufs Eis, aber er kam nicht weit, ein paar Schrittschen vom Ufer entfernt brach er ein und war weg.

Ich sprang ihm sofort hinterher, brach genauso ins Eis ein, die Kälte zog mir fast die Beine weg, aber ich stand, das Wasser bis zum Bauch, und sah vor mir das Loch im Eis mit Gerds Mütze. Ich fischte nach der Mütze, dann nach einem Arm in einer dicken Jacke, und dann zog ich den ganzen nassen, schweren Klumpen heraus, der mein Bruder war, und zerrte ihn ans Ufer.

Gerd schrie wie am Spieß. Zum Glück. Er war nicht tot. Ich verpasste ihm eine. Zog ihn hoch und schleifte ihn hinter mir her auf die Bank.

»Warum machst du so was? Du bist klitschnass! Und

ich krieg die Hae!« Statt einer Antwort heulte und schluchzte er nur. »Setz dich hier in die Sonne und sei still. Du musst trocknen. Wir bleiben so lange hier, bis du trocken bist.«

Er nickte und zog den Rotz hoch. Der Dummkopf.

Wir saßen und warteten. Die Sonne schien. Trotzdem fingen Gerds Zähne an zu klappern, und er begann, fürchterlich zu zittern. Dann ging es bei mir los, das Bibbern und Zähneklappern. Man konnte es bestimmt bis in den Ort hören. Ich setzte mir Gerd auf den Schoß und umarmte ihn, damit wir es ein wenig wärmer hatten. Wenn nur seine Sachen trockneten. Ich würde mich schon hineinschleichen, so triefnass, am Onkel vorbei, aber mein kleiner Bruder war ein Dummerjan, der ließ sich bei allem erwischen.

Abwechselnd rieb ich ihm die Arme und umarmte ihn dann wieder ganz fest, damit er aufhörte, so furchtbar zu zittern. Aber es half nichts. Wir saßen und saßen, die Sonne verschwand schon langsam hinter den Bäumen. Es wurde noch kälter.

»Du musst auch mal auf mich hören«, sagte ich. »Bald ist es dunkel, und wir können nicht nach Hause.«

Jetzt war mir zum Heulen zumute. Was sollte ich bloß machen? Das wurde nichts, wir wurden kein Stück trockener. Gerd sah mich zähneklappernd an. Die Haare, die unter seiner Mütze herauschauten, waren steifgefroren. Die ganze Mütze und die Jacke auch.

»Liebhaben, Pauli«, sagte er, die Lippen blau.

»Ja, liebhaben, Gerd.«

Es wurde dunkel. Nur der Schnee leuchtete weiß. Die Bäume weiter hinten waren schwarz.

Später, als wir zusammen im Bett lagen, zitterte Gerd immer noch. Und er weinte. Jetzt hatte er Grund dazu.

»Ich bin schuld!«, hatte ich dem Onkel gesagt. »Ich bin mit ihm zum Weiher! Er wollte nicht, ich bin schuld!«

Trotzdem bekam ich nur eine ordentliche Ohrfeige, die mir immer noch im Ohr weh tat. Und Gerd kriegte die ganze Tracht Prügel ab, mit dem Kochlöffel.

Er war doch noch so klein, er verstand es doch noch nicht.

»Ohne Essen ins Bett!«, brüllte dann der Onkel, und ich half Gerd, seinen Schlafanzug anzuziehen.

Jetzt lagen wir da, in unserem Bett, wir hatten eins zusammen, und mein Bruder zitterte und weinte neben mir, und ich hatte Hunger, einen so großen Hunger wie noch nie.

»Gerd? Hör mal! Weißt du noch, wie Mama ›Gute Nacht‹ sagt?«

Er antwortete nicht, aber er wurde ruhiger.

»›Sleep well in your klappriges Bettgestell‹, sagt sie immer. Sie kommt nämlich aus England.«

»Mama«, sagte er, aber wahrscheinlich konnte er sich gar nicht mehr richtig an sie erinnern.

»Sie kommt bald zurück«, flüsterte ich. »Schlaf jetzt. Morgen gibt es Frühstück.«

Ich würde bestimmt zehn Brote verdrücken. Mit Marmelade.

Endlich hörte Gerd auf zu zittern. »Sleep well, Gerd, in your klappriges Bettgestell«, sagte ich und merkte, dass er schon eingeschlafen war.

Pipifloh

Ina, 1985

Ich saß im Bus nach Tel Aviv. Ein Fensterplatz. Ich wollte es nicht, aber ich sah die ganze Zeit hinaus. Israel ist klein. Von den Golanhöhen kann man das Meer sehen und hinüber nach Syrien und in den Libanon, und von Eilat ist es ein Katzensprung nach Gaza. Trotzdem dauerte die Fahrt Stunden über Stunden, sogar Tage, sie hörte gar nicht mehr auf. Ich starrte hinaus, das Land zog an mir vorbei, die Farben, der Staub, die Kibbuzim und Siedlungen mit den grünen Flächen rundherum, die Soldaten mit ihren Maschinengewehren und ihrem strengen Blick, wir wurden angehalten, überprüft, durften schließlich weiterfahren. Ariel, dachte ich nur, Ariel, und all das fraß an mir, fraß mich richtig auf, Stück für Stück fehlte etwas von mir, das hätte mein Land sein sollen, meine Heimat, hier war mein Glück, woanders würde es nicht auf mich warten, ich war mir ganz sicher. Hier hätte ich zur Welt kommen sollen, hier in diesem kleinen Land, das wäre so viel besser gewesen. Ich wäre jemand anders geworden, mit einem anderen Namen. Nicht Fux.

Dieser Name: Fux.

Ich wäre gerne zum Militär gegangen. Vielleicht sogar zum Geheimdienst. Um auf Israel aufzupassen, auf die

Menschen. Hier waren sie gut. Gute Menschen. Wer so viel Leid erfahren hatte, musste gut sein.

Wie dumm ich mich fühlte. Ich schämte mich. Es war doch offensichtlich, dass ich nicht eine von ihnen war, ich war eine von den anderen, den Deutschen. Wie hatte ich das vergessen können. Ariel war im Recht, ich nicht. Er hielt zu seiner Familie. In Deutschland waren alle auf ihn wütend, meine Mutter, mein Vater, meine Freundin, alle, ich nicht. Ich verstand Ariel. Es ging nun einmal nicht, er konnte für eine Deutsche nicht seine Familie verraten. Es war wie ein Gesetz, dagegen kam man nicht an.

Doch mit jedem Kilometer, den dieser Bus fuhr, wurde ich weniger und weniger und wollte am liebsten gar nicht mehr da sein, aber jetzt hatte ich ja eine Verantwortung, ich musste da sein, für das Baby. Immer wenn ich an mein Kind dachte, fing ich an zu weinen. Die Frau neben mir, eine Fremde, strich mir über den Arm, aber das half nichts, im Gegenteil, ich weinte noch mehr. Wo kam das ganze Wasser nur her? Ich wollte nicht weg von hier, noch weniger nach Hause, was sollte das überhaupt für ein Zuhause sein, Deutschland? Ich hasste es.

Dann saß ich endlich im Flugzeug, nach den Prozeduren, den Durchsuchungen und Befragungen. Sie schauten sich jeden Passagier genau an, wegen der Anschläge.

Wieder Fensterplatz. Ich sah jetzt nicht mehr hinaus. Ich achtete auf die Sicherheitshinweise, die Vorführung der Stewardess. Dann drückte mich die Beschleunigung in den Sitz, wir hoben ab, einen kurzen Moment lang schwebte ich, so kam es mir vor, das Geräusch des ein-fahrenden Fahrwerks, ich schloss die Augen. Vielleicht konnte ich schlafen.

